Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Salomon Gessners Schrifften

Gessner, Salomon

Zürich, 1777

Der erste Schiffer in zween Gesängen.

urn:nbn:de:gbv:45:1-134

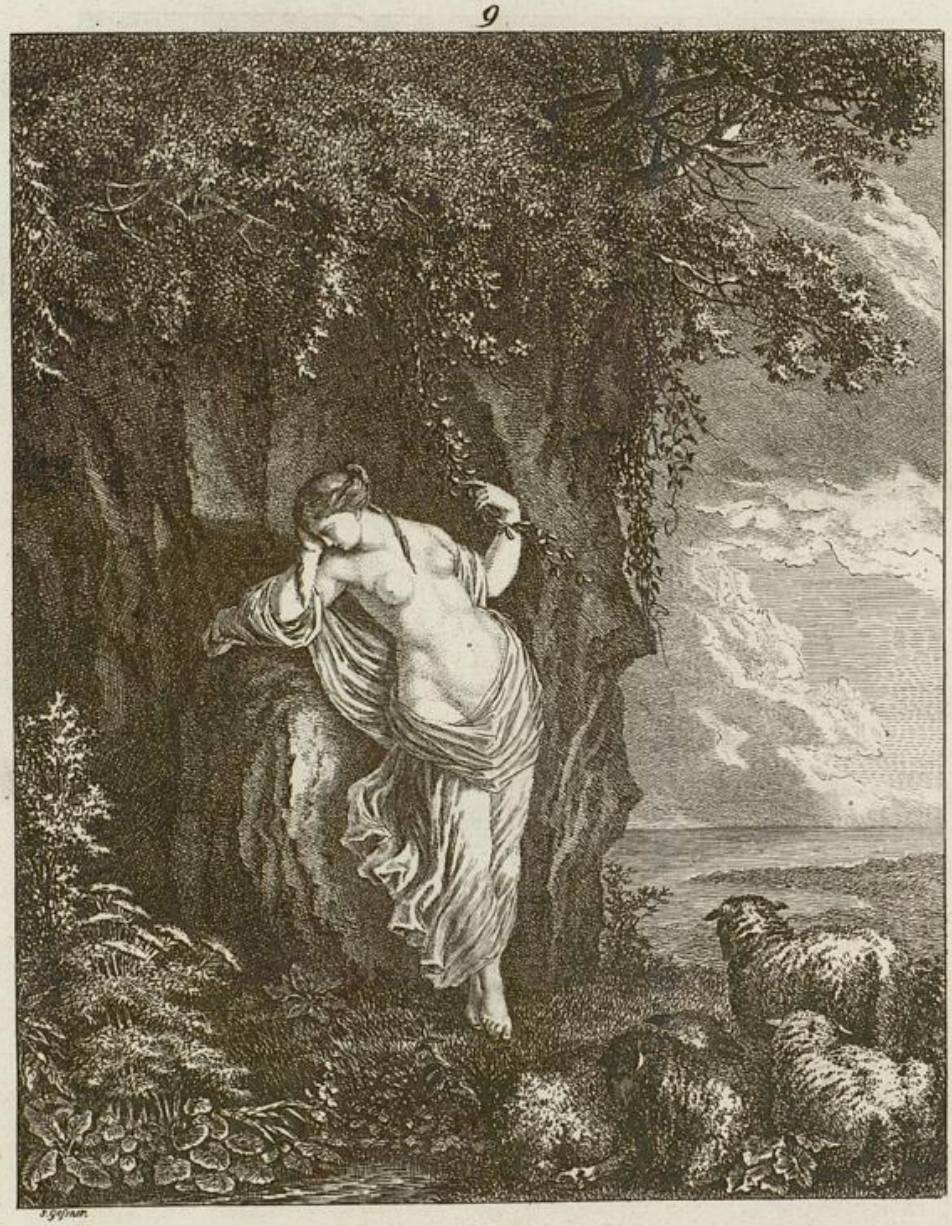
Visual Library

DER ERSTE
SCHIFFER.

IN ZWEEN GESÄNGEN.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

ERSTER GESANG.

Manch kummervolles Jahr war ſchon vorübergegangen, ſeit jener ſchrecklichen Nacht, da Mylons Hütte auf ihrem kleinen Vorgebürge durch die wülende Fluth weit von dem feſten Lande getrennt war; zwiſchen dem feſten Land und ihrer Wohnung hatte das Meer die vereinenden Fluren verſchlungen. Auf einſamer Inſel ſtand ihre Wohnung, von jenen Ufern ſo ferne, daſs ſie bey ſanfteſter Stille des Himmels und des Meeres das lauteſte Brüllen der Heerden vom blauen Ufer nicht hörten, von allen Freuden entfernt, die nachbarliche Liebe und gefällige Freundſchaft

schaft ihnen ehedem gewährten. Semira hatte lange schon ihren Geliebten begraben, und in trauriger Einsamkeit lebte sie da mit ihrer Tochter, und keine Gesellschaft versüßte ihre Stunden, es seyen denn die Vögel des Himmels und ihre kleine Heerde.

Melida, ihre Tochter, wuchs, von keinem Jüngling bewundert, in blühender Schönheit; bey frohen Spielen und beym Reihentanz wäre sie unter den Schönen immer die Schönste gewesen, anmuthiger als der junge Pfirsichbaum, wenn er zum ersten mal mit schönen Blüthen prangt.

Semira, aus zärtlicher Sorge, die Einsamkeit ihrer Tochter nicht mit bitterm Kummer zu quälen, nicht mit Begierden nach Freuden, denen jeder Zugang verwehrt war, verhehlt' ihr jede gesellschaftliche Freude, die Freuden, die dort am Ufer auf jeder Flur in jedem Schatten sich umarmen, aber jeden Tag gieng sie hin, bey Mylons Grab eine traurige Stunde zu verweinen.

O du bist hin! so klagte täglich ihr Kummer, du bist hin, ach du, du Trost meines Lebens, du Stütze in unserm Elend; hülflos, von allem verlassen,

vom

vom tobenden Meer umschlossen, was für ein Schicksal wartet auf uns! Kein freundschaftliches Mitleid lindert unsern Jammer, und jede nachbarliche Hülfe ist uns versagt. O! könnt' ich auch dich sterben sehen, Melida, geliebteste Tochter! Ach! so gross ist mein Elend, dass dies mein sehnlichster Wunsch ist. Könnt' ich dich sterben sehn! Sterb' ich, ach! und du in aufblühender Jugend, bleibst allein zurück! Schreckliche Aussicht! allein von rauschenden Wellen umschlossen, keine Gesellschaft, als hülfloses Elend und Jammer. Dann kömmt keine menschliche Stimme vor dein Ohr, nie ertönt dir die Stimme eines liebevollen Gatten, den dein Liebreiz und deine Tugend beglücken, nie der frohe Muttername der stammelnden Kinder, nie die Stimme der Freude, nur die Stimme deines eigenen Jammers tönt dir aus den traurigen Schatten und aus den Felsenklüften zurück; lange Qualen werden deine Jugend verzehren, trostlos wirst du sterben, die Thränen der Liebe werden nicht bey deinem hülflosen Sterben fliessen, und dein Leichnam wird unbegraben an der brennenden Sonne zerfallen, oder der Raub der Vögel des Himmels seyn. O verhehlt ihr meine Kla-

gen, ihr Klüfte! Ihr einsamen dunkeln Schatten! euch allein kann ich klagen; verhehlt ihr meinen Jammer, ihr, die in unschuldiger Unwissenheit ihr ganzes Elend nicht kennt.

So klagte Semira, und verhehlt ihrer Tochter die Qualen, die immer an ihrem welkenden Leben nagten.

Melida spielte indess in reizender Unschuld mit jungen Lämmern; sie brauchten keinen Hüter, da sie das rauschende Meer in ihre kleine Flur umschloss; oder sie wölbte geruchreiche Schatten zu Lauben; sie war die Schützerin der Pflanzen, denn jeder leidenden Blume und jedem Gesträuche half sie zu gesundem Wachsthum empor; und eine Quelle leitete sie umher, und liess von Steinen sie rieseln, oder in kleinen Teichen sie sammeln. Rings um die Insel her hatte sie eine gedoppelte Reihe fruchtbarer Bäume gepflanzt, in deren jungen Schatten sie einsam, schön wie Venus auf der Insel Paphos, dahergieng. Auch hatte sie eine Höhle in einem Felsen am Ufer sich ausgeschmückt, denn die Einsamkeit ist phantasienreich; was die spielenden Wellen

von

von Muſcheln ihr ans Ufer brachten, das trug ſie in ihre Höhle, und befeſtigt' es an ihren Wänden, manichfaltig nach Geſtalt und Farben geordnet. Die gröſſeſte von allen empfieng ein vom Gewölbe in hellen Tropfen fallendes Waſſer mit angenehmem Plätſchern; und vor dem Eingang flatterten Jeſminſtauden empor.

Unter ſo unſchuldigen Geſchäften floſſen ihre Stunden dahin, und ſie fühlt' es nicht, daſs ſie einſam war; ſechszehn jugendliche Jahre waren ſo vorübergegangen, aber itzt fieng ſie an es zu fühlen, daſs ſie einſam war.

Staunend und muthlos gieng oder ſaſs ſie oft in ihrem Schatten, und redete ſo mit ſich ſelbſt: Wozu haben wol die Götter uns hieher geſetzt, ſo einſam? Unglücklicher als alle andern Geſchöpfe, wozu ſind wir da geweſen, und wozu ſind wir noch da? O ich fühl es, woher ſonſt dieſer Unmuth, als fehlte mir etwas, das zu meinem Weſen gehörte, etwas, das ich nicht nennen kann; ja ich fühl es, daſs ich zu dieſer Einſamkeit nicht geſchaffen bin; es muſs etwas beſonders mit uns vorgegangen ſeyn, das meine

Mutter mir verhehlt. Ich seh es, immer schwebt ein trauriges Geheimniss vor ihrer Stirne, und wenn ich nachforsche, dann zittern Thränen in ihren Augen, die sie mit Mühe zurückhält. Ich soll mich auf die Weisheit der regierenden Götter verlassen, so sagt sie, und geruhig unser Schicksal von ihren Händen erwarten. Ich will nicht forschen; in stiller Ehrfurcht will ich mein Schicksal von ihren Händen erwarten, so dunkel auch die Geheimnissreiche Aussicht ist.

Oft sah sie tief nachdenkend über das weite Meer hin. O ihr unabsehbaren Fluthen! sagt mir, ô! sagt mir: Ist dieser kleine Punct, diese Insel, die ihr umgebet, denn wie klein ist sie in euern unabsehbaren Flächen! ist sie das einzige Land? Sind nicht etwa meinem Auge zu ferne andre Ufer, die ihr bespület? Ach! Meine Mutter läugnet mirs, aber ihr schweigender Kummer giebt mir Verdacht. Gewiss! gewiss, das ist nicht das einzige Land in eurer ungeheuren Fläche; denn was ist jenes dort, das wie ein niedres Gewölk unbeweglich in einer langen Reihe über euerm äussersten Rand sich hinzieht? Vielleicht

triegt

triegt mich die Einbildung, aber mir däuchte schon bey tiefer Stille fern hertönende Stimmen zu hören. Was kann es anders seyn? Wiewol es so klein zu seyn scheint, das macht die tiefe Entfernung; ich weiss es, ô ich weiss es! scheinen doch die fernen Wellen auch klein, scheint nicht unsre Hütte auch viel kleiner, wenn ich vom äussersten Ende der Insel sie sehe? Und ist es Land, wie dieses hier, mit Fluren und fruchtbaren Bäumen, so werden auch Geschöpfe seyn, zu deren Genuss sie da sind. Aber vielleicht sinds andre Geschöpfe, als die sind, die wir hier haben, vielleicht auch keine Geschöpfe, wie ich bin; keine, die mir zur Gesellschaft besser dienen könnten, als meine Schafe hier; aber wenns wäre: ach! zwar macht der Gedanke mir bange; wenn jenes ein Land wäre, von Geschöpfen wie ich bin bewohnet, und es wären ihrer viele, wie auch viele Vögel und viele Schafe auf unsrer Insel sind, und sie könnten mit einander sich freuen, wie die manichfaltigen Vögel sich freuen, oder wie meine Schafe in gesellschaftlicher Einigkeit sich freuen; ô glückliche, glückliche Geschöpfe! Verlass mich, verlass mich, zu rei-

zender Gedanke! Ausschweiffende Gedanken, wo führet ihr mich hin, mich unglücklich zu machen? O ihr Wellen! Wenn ihr an jenes Ufer euch wälzet, dann lispelt den glücklichen Bewohnern, dass ein unglückliches Mädchen am Gestade jener Insel weint. Verlasst mich, ausschweiffende Gedanken, ihr macht mich nur trostlos.

Oft fragte sie ihre Mutter; aber sage mir: Warum bleiben wir zwey immer nur zwey, da alle Geschöpfe sich mehren? um die Pflanzen her wachsen junge Pflanzen von gleicher Art, jährlich mehret sich unsre Heerde; wie freudig hüpfen die jungen Lämmer, und freuen sich ihres Daseyns! und die manichfaltigen Vögel: Ich sah es und weinte! Dort in der dunkelsten Laube sass ich, und bemerkte viele Tage alles. Zween Vögel hatten ein reinliches Nest sich gebaut, dann spielten sie mit süsser Freundlichkeit auf nahen Aesten. O wie sie sich liebten! Bald darauf sah ich Eyergen in dem Neste, die der eine mit sorgfältiger Wache mit seinen Flügeln deckte, indess der andre auf nahen Aesten ihm zur Kurzweile sang. Alle Tage bemerkt' ichs von der Laube. Bald sah

ich

ich unbefiederte kleine Vögel, wo die Eyer sonst waren, indefs dafs die gröfsern mit neuer Freude sie umflatterten, und Speise in ihren Schnäbeln den noch unbehülflichen brachten, die mit zwitschernder Freude sie empfiengen; nach und nach befiederten sie sich, und schwangen die noch schwachen Flügel; aber itzt hoben sie sich aus ihrem kleinen Nest auf den nahen Ast, die gröfsern flogen ihnen vor, als wollten sie ihnen Muth geben, eben dafselbe zu wagen. O meine Mutter, wie lieblich war das zu sehen! Sie schwangen oft die Flügel, als wollten sie es wagen; und furchtsam wagten sie es nicht. Da wagt es der Kühnste, und sang vor Freude über die gelungene Sache, und schien seinen furchtsamen Gespielen zu rufen; sie wagten es auch, und itzt flatterten sie umher, und sangen mit allgemeiner Freude. Ach was wunderliche Gedanken da bey mir entstunden! Warum sind wir allein, denen diese Freude versagt ist?

Semira war bang, die ihrem Geheimnifs so gefährlichen Fragen zu beantworten. Ich weifs selbst von allem dem nichts, sprach sie; was willst du durch unnützes Nachforschen dir Muthmafsungen, leere Einbildungen

dungen erfinden, die Wünſche in dir erwecken, die doch nur Träume ſind, und dennoch deine unſchuldige Ruhe ſtöhren? Was willſt du den Göttern mit vorwitzigen Nachforſchungen zuvorkommen, die allein wiſſen, was mit uns vorgehen ſoll, und unſer Schickſal früh oder ſpäter nach ihrem weiſen Willen lenken werden?

Aber, ſo antwortete Melida, die Götter wollen mirs verzeihen! wozu wird man in ſo müſsiger Einſamkeit nicht verleitet! Aber den Wunſch kann ich doch nicht unterdrücken, daſs unſer Geſchlecht ſich auch, wie andre, vermehren möchte; wie das geſchehen kann, das kann ich nicht ausforſchen, das muſs ich den Göttern überlaſſen. Die Pflanzen entſtehen aus dem Saamen, gewiſſe Thiere gehen aus den Eyern hervor, andre ſo, andre anders. Ich hab es alles bemerkt; was hab ich auch ſonſt zu thun? O wenn ich einmal ſo kleine Menſchen fände, die auf die oder irgend eine andre Art entſtanden oder ausgebrütet wären! Götter! Wie wollt' ich ſie pflegen! Wie wollt ich ſie lieben! Aber nun, will ich dieſe Phantaſien alle mit dem Wind wegjagen; die

Götter

Götter werden für mein Beſtes ſorgen. Doch eins noch, liebſte Mutter; die Frage muſs ich thun, und dann keine mehr: Ich weiſs noch, daſs ich nicht immer war, wie ich itzt bin, daſs ich nach und nach zu dieſer Gröſse wuchs, wie die Pflanzen und wie andre Geſchöpfe, ich weiſs noch, daſs ich nicht viel höher war als ein Nelkenſtok; alſo muſs ich vorher noch kleiner geweſen ſeyn, als ich mich erinnern kann, alſo muſs ich einmal angefangen haben zu ſeyn, wie die Pflanzen und wie die Vögel und andre Geſchöpfe anfangen zu ſeyn; ſag mir, du muſt vor mir da geweſen ſeyn, ſag mir, wie und wo haſt du zuerſt mich gefunden, und was iſt mit mir vorgegangen? Wenn du mir das ſagſt, ſo kann ich vielleicht Mittel finden, ihnen leichter auf die Spur zu gehn, oder wol gar - - - Ach ich weiſs ſelbſt nicht recht was! aber du könnteſt mir alles ſagen - - - -

So verfolgte ſie die unruhige Mutter mit tauſend Fragen. Du macheſt mich böſe, ſprach ſie, mein Kind, mit deinem wunderlichen Geſchwätze; wie du entſtanden biſt, kann ich nicht ſagen. Da ich allein,

ganz allein war, hab ich die Götter um Gesellschaft gebeten, und da fand ich dich an einem schönen Morgen ganz klein unter den Rosenstauden vor der Hütte; aber noch einmal, vorwitziges Kind, du wirst mit deinem unnützen Geschwätze mich böse machen; pflege du unserer Blumen, spiele mit deinen jungen Lämmern, und erzürne die Götter nicht mit deinem Vorwitz, und mich mit Fragen, die ich nicht beantworten kann. Seitdem du diesen wunderlichen Phantasien dich ergiebst, bist du nicht mehr erfindsam, deine Stunden angenehm durchzubringen; nur erfindsam, dich und mich zu plagen, lässest du deine Höhle unvollendet, und deine Pflanzen ungepflegt.

So lebte Semira mit ihrer Tochter einsam, und voll Unruh und Kummer; aber die Götter hörten ihr Flehen, und beschlossen, ihren Kummer mit Freude zu belohnen. Im Rath der Götter nahms Amor auf sich. Wer unter den Göttern kann besser ein junges Mädchen beglücken?

Auf dem festen Lande der Insel gegen über wohnt' ein Jüngling, herrlich gebildet; man hätt' ihn für einen der Götter gehalten, wenn er auf blumiger

Flur

Flur oder im Schatten des Hains wandelte. Oft hatt' ihm sein Vater erzählt, wie vor Jahren ein grosser Schrecken weit umher im Lande war. Du siehest jenen Flecken dort im Meere, so sprach er, und wies mit der Hand gegen der Insel; er sah sie aus seiner Hütte, die nicht ferne vom Ufer stand; ein langer Strich Landes gieng einst wie ein ausgestreckter Arm weit in das Meer hinaus. Am äussersten Ende wohnt' ein redliches Paar, Semira und Mylon. Herrliche Fluren zogen von unserm Ufer sich bis zu ihrer Hütte, und zahlreiche Heerden weideten an beyden Ufern des lang gestreckten Landes. Ihr grösester Segen und ihre Freude war ein damals unmündiges Kind, ein Wunder von Schönheit und Anmuth. Weit her kamen die Weiber des Landes, die Schönheit des Kindes zu sehen, kleine Geschenk ihm zu bringen und die glückliche Mutter zu segnen; aber mir schauert noch, wenn ich des Schreckens gedenke. In einer Mitternacht weckte ein fürchterliches Krachen, wie tausend Donnerschläge, die ganze Gegend vom Schlafe; die ganze Gegend erbebte, das Meer tobete und stieg mit schrecklichem Getös' über sein Ufer, die Stim-

men des Schreckens und des Jammers tönten weit umher durch den nächtlichen Himmel. Bey finstrer Nacht konnte keiner die Ursache des Jammers entdecken. Bebend und voll Entsetzen fand man sich auf dem Feld, in banger Erwartung; aber die Dämmerung kam, da sahn wir die schreckliche Verwüstung im Meere, die Fluren zwischen dem Land und jener Insel waren in das tobende Meer versunken; erst da die Morgensonne ins stillere Meer schien, entdeckten wir jene Insel, und einer von uns, dem die Götter ein schärferes Auge gegeben, glaubte, bey hellen Tagen Mylons Hütte und um sie her Bäume zu sehen. Vielleicht lebt er noch mit seinem Weibe, vielleicht ist Melida (so hiess das schöne Kind) in trauriger Einsamkeit das schönste Mädchen, das je ein Sterblicher sah.

Diese Geschichte machte grosen Eindruck auf das Gemüthe des Jünglings, seither gieng er oft ans Ufer des Meeres, und staunte dem Schicksal der Bewohner jener Insel nach.

Einsmals überschlich ihn ein sanfter Schlaf beym Geräusche der Wellen; da flog Amor zu ihm, setzt'

an

an seiner Seite sich, kühlt ihn mit sanften Flügeln, dass die Mittagshitz ihn nicht wecke, und gab ihm den Traum, dass ihn däuchte, wie er das Ufer jener Insel sähe, kleine Liebesgötter flatterten da in heiligen Schatten, mit traurigen Gebehrden, oder sie trauerten auf wankenden Aesten des Gesträuches, oder auf Blumen; tief aus dem Schatten hervor kam mit langsamem Schritt und tiefstaunend ein Mädchen mit jedem Liebreiz geschmückt. Schlank gebückt gieng sie in nachlässiger Schönheit einher; ihre weissen Haare zerflossen zum theil auf ihren Schultern, wie Milch auf glänzend weissem Marmor zerfliesst; zum theil waren sie in einem Knoten mit einem Myrthenschos auf ihrem Kopfe nachlässig bevestigt; eine reizende Bläße war in ihrem schönen Gesicht, wie Rosen, die vor einem jugendlichen Busen verwelken, und feurige Sehnsucht schmachtete in ihren grossen blauen Augen. So gieng sie einher, und achtete der sanften Winde nicht, die mit ihr spielten, und der schönsten Blumen nicht, die schmeichelnd um ihre Füsse sich schmiegten, und mit den lieblichsten Gerüchen ihre Aufmerksamkeit reizten, nicht der süssesten Früchte,

die in mannichfaltigem Glanz von beyden Seiten an wiegenden Aeſten ihr winkten. So gieng ſie ans Ufer des Meeres, ſah traurig über die blaue Entfernung nach dem andern Ufer hin, hub ihre weiſſen Arme empor, und ſchien um Hülfe zu flehen. Da däucht ihn, wie er über das Meer hinſchwebte, und ſchnell zu ihrer Hülf eilte. Amor empfieng ihn am ſchattigen Ufer, und führt ihm die Schöne in ſeine zitternden Arme; freudig flatterten die Liebesgötter umher in muthwilligen Spielen, umwanden ſie mit Blumenkränzen, und umdüfteten ſie mit Blumengerüchen von ihren ſanftwehenden Flügeln. Dem Schlafenden pochte das Herz, ſeine Wangen glüheten, und ſeine Arme umſchlangen die weichende Luft, und da erwacht er; lange lag er noch in betäubender Entzückung. Götter! (ſo rief er mit bebenden Lippen) Wo bin ich? Wie? ſie iſt weg, ſie iſt aus meinen Armen geflohen. Ach! Hier lieg ich am Ufer, -- dort, fern iſt die Inſel! Ein Traum, ach ein Traum hat mich auf immer betrogen, auf immer, ich fühl es, mich unglücklich gemacht!

Itzt gieng er öfter ans Ufer, als vorher; in tiefen Gedanken, und seufzend gieng oder sass er itzt am Meersand, und sah über die spielenden Wellen nach der Insel hin. Besonders des Nachts beym Schimmer des Mondes, wenn tiefe Stille über die ganze Gegend war, und das Meer nur lispelte, dann stand er am äussersten Rande des Ufers, und horcht, ob er keine Töne von der Insel her vernähme; oft glaubt er, Klagen zu hören, oder die Töne einer lieblichen Stimme; denn wie oft triegt die erhitzte Einbildungskraft die Wünsche derer, die lieben! Oft rief er, und ihn däuchte, als hört' er Antwort aus tiefer Entfernung. Oder zuweilen glaubt er, Licht oder den Schimmer eines Feuers von der Insel zu sehn, wenn hinter ihr ein Stern am Rande des Himmels stand. Vielleicht (so sagt er) vielleicht sitzt sie dort einsam bey der nächtlichen Flamme des Herdes, und staunt über ihr verlassenes Schicksal, und verseufzt umsonst bey nächtlicher Stille ihre jugendlichen Tage. O ihr Winde! Hätt' ich eure Flügel, ihr Winde! Eilet, flieget jenem Ufer zu, und sagt ihr, dass ich Elender hier am Ufer verschmachte.

Aber

Aber wie, (so sagt er sich oft) wo ist meine Vernunft hin? ich Elender! was lieb ich? einen Traum, einen eiteln Traum! Hier schlief ich, und meine Einbildungskraft schuf ein Bild vor meiner Stirne, zwar schöner, weit schöner, als alles, was ich bisher sah; ich erwachte, aber, Götter! es verschwand nicht wie ein Traum; tief, unauslöschlich sitzt es in meiner Einbildungskraft, und herrschet über meine ganze Seele; und doch ein Traum, ein Schatten, der vielleicht nirgends in der Welt seine Wirklichkeit hat, den lieb ich, der verfolgt mich bey allen meinen Geschäfften; wo ich gehe, wandelt er an meiner Seite, nähret in meinem Herzen ein beständiges Feuer und diese phantastischen Qualen, und reisst mich gewaltsam an dieses Ufer hin. O schäme dich, suche deine Vernunft wieder, und sey wieder, was du vor warest, ruhig und zufrieden, und fleissig und erfindsam in deiner Arbeit. Geh, lache deiner überwundenen Thorheit, verlasse dieses Ufer, und danke den Göttern, dass du noch nicht das Gespötte der ganzen Gegend bist.

Aber umsonst bekämpft er die wunderbare Liebe, umsonst war sein Entschluss, das Ufer zu meiden. Bey dem angenehmsten Geschäffte schwebte das Bild immer vor seiner Stirne; immer war es, als schleppt' eine unsichtbare Gottheit ihn ans Ufer. O ihr Götter! (so rief er dann) Soll diese Liebe ewig umsonst mich quälen, und ein Schattenbild meine jugendlichen Tage mit hoffnungloser Pein erfüllen? Aber das ist kein Traum, wie die schwärmende Phantasie sonst giebt; zu dieser Idee von Schönheit hat meine Einbildungskraft sich nie erhoben, die so weit jede Schönheit übertrift, die bisher mein Auge gesehen. Das kann auch die blosse Phantasie im Traum nicht; gewiss, ein Gott gab mir den Traum. Aber warum, was muss die geheime Absicht seyn? Das kann ich nicht ausfinden. Lebt die schöne Gestalt würklich dort auf der Insel, warum liess er mir im Traum sie sehn, warum will er, dass ich in Liebe gegen sie verschmachte, warum verläst er mich ohne Hoffnung, ohne Beystand, ohne mir die Mittel zu zeigen, an jenes Ufer zu kommen? Da es unmöglich ist, jenes zu entfernte Ufer mit schwimmen zu erreichen, was

für Rath, was für Erfindung kann mir helfen? Zwar die Götter gaben dem Menschen hohe kühne Gedanken und Erfindungreichen Witz, und überlassens ihm, seine edlen Kräfte zu seinem Besten zu üben; aber Götter! welch menschlicher Witz kann mich lehren, auf den Wellen des Meeres zu wandeln, oder wie die Meerente gefahrlos durch die Fluthen zu schwimmen?

Itzt sass er oft tiefstaunend am Ufer, mit arbeitendem Verstande dacht er lange umsonst einer Erfindung nach; denn damals war die Kunst, auf Schiffen sich den Fluthen zu vertrauen, noch nicht erfunden; was sollten sie auf fernen Küsten? da an jedem Ort, wo Gras für ihre Heerden wuchs, Bäume mit gesunden Früchten stunden, und eine klare Quelle rauschete, sie ihren ganzen Reichthum fanden, und Ueberfluss für jedes ihrer Bedürfnisse. Lange dacht er nach, fand und verwarf lange; einsmals sah er traurig ins Meer hin, da sah er fernher dem Ufer nach etwas, das die Wellen ihm näher trieben; Freude und Hoffnung stürzten plözlich in sein scharf bemerkendes Auge; immer kams näher, und da sah

er

er den dichten Stamm eines umgeworffenen Baumes daherſchwimmen, von Alter ausgehöhlt, und ein ſchüchternes Caninchen, von irgend einem Feind am Ufer verfolgt, hatte mit Schwimmen ſich auf den Stamm gerettet; da ſaſs es ſicher im ausgehöhlten Baum; ein blätterreicher Aſt bog ſich über ihm ein, und deckt es mit ſeinem Schatten, und ein ſanfter Wind trieb den Stamm neben dem Jüngling ans Ufer. Ihm ahnte ſein Glück, trunken vor Freude hüpft er am Ufer. Dann ſtaunt er wieder, das dunkle Bild zu entwickeln, das wie ein zweifelhafter nächtlicher Schatten in ſeiner Einbildung ſaſs, bald ſich verlohr, bald wieder entſtand. Itzt ſchleppt er den Stamm auf den troknen Meerſand, um Morgens bey früher Dämmerung ein Werk zu verſuchen, das ſo unreif noch in ſeinen Gedanken lag. Hoffnung und Zweifel und Schlafloſigkeit waren bis zur Dämmerung ſeine Gefehrten; aber itzt eilt er mit ſchlechtem Werkzeug verſehen; denn damals bedurfte die glücklichere Einfalt nicht vieles, ſo eilt er ans Ufer. Hab ich doch oft geſehen, (ſo ſagt er) daſs vom Ufer gewehetes Laub, in ſich gewölbt, ſanft über dem Waſſer ſchwimmt; erſt kürz-

lich sah ichs im Teich bey unsrer Hütte, und Schmetterlinge, die über dem Teich flatterten, setzten sich hier und dort auf ein Blatt, und netzten die zarten Füsse nicht; nun will ichs versuchen, schon hat die Natur die Hälfte der Arbeit gethan; den Stamm will ich so weit höhlen, dass ich gemächlich drinn sitze; so sprach er, und hub freudig seine Arbeit an. O du, (so rief er) wer du auch bist, milde Gottheit! die den unvergesslichen Traum vor meine Stirne gebracht hat, höre, ô höre mein Flehen, lass meine Arbeit mir gelingen.

Oft sah er von seiner Arbeit ruhend, nach der Insel, und sprach: O du! Schönste unter den Sterblichen! Was ist schwierig genug, das die Liebe nicht möglich macht? Welche Gefahr ist zu gross, dass die Liebe sie nicht besiege? O was für süsse Hoffnungen schweben um mein Haupt! Wie kannst du, komm ich nun bald an dein Ufer, wie kannst du deine Liebe mir versagen, mir, dessen Liebe dem Abgrund des Meeres trotzt? Hat je die Liebe was kühners gewagt?

Oft auch liess er muthlos von seiner Arbeit ab.

Ich Thor, (ſo redt er zu ſich) wie lächerlich ich mich hier bemühe! Wenn ein Vorübergehender mich fragte: Freund, was macheſt du da! Was würd er zu der Antwort ſagen? Ich höhle mir dieſs Holz, um mich darein zu ſetzen, und ins weite Meer darinn zu ſchwimmen. Wer iſt der Elende, der ſeinen tollen Sohn ſo ſorglos ſeinen Raſereyen überläſst? Das müſst er ſagen. So ſprach er, und ſah unwillig auf ſein angefangenes Werk. Aber wie, ſo ſprach er wieder, wenns auch nicht gelingt, ſo hab ich einige, ſonſt müſſige Stunden verſchwendt. Sollt ich für meine Liebe das nicht wagen! Gewiſs wohnen Leute auf der Inſel; was mir mein Vater erzählte, machet mirs wahrſcheinlich, und mein Traum, (den hat ein Gott vor meine Stirne geführt) der machet mirs gewiſs. Und wenn ſie da wohnen, Götter! wie hülflos müſſen ſie ſeyn, wie verlaſſen! Oder wenn ihr Vater, wenn ihre Mutter todt wären, oder wenn ſie einſt ſtürben, und ſie wär' allein auf der Inſel, von allem verlaſſen, und ihre jugendliche Schönheit müſst' in troſtloſer Einſamkeit vor Gram und Verzweiflung verblühen: Götter! Nein, nicht Liebe, Mitleiden allein

müſste hier das kühneſte wagen! So verlohr er oft, und gewann immer wieder ſeinen Muth.

Wenige Tage waren verfloſſen, da war der Stamm ausgehöhlt, und hatte die unvollkommene Geſtalt eines Nachen. Itzt ſchleppt er mühſam ihn dahin, wo das Ufer einen kleinen Theil des Meeres umſchloſs, und vor der Gefahr der Wellen ihn ſchützte; da ſtieſs er das Fahrzeug in die Fluth, ſetzt' in ſeine Mitte ſich, lieſs am Ufer ſich treiben, wohin die ſanften Wellen ihn führten, und beobachtete das Gute und das Miſslungene an ſeiner Arbeit; die Wellen führten ihn wieder ans Ufer, da hub er ſeine Arbeit wieder an, ändert' oft, und verſucht' es oft wieder.

Aber, ſo dacht er, nun iſt die Hälfte des Werkes vollendet; aber was für Mittel hab ich, die Reiſe nach meinem Willen zu lenken? So fahr ich nach der Willkühr des Windes und der Wellen; tollkühn wär es, wenn ich die Reiſe in das offene Meer hinaus nach der Inſel ſo wagte. Hundert Gedanken ſtellten ſich ſeiner Einbildungskraft dar und hundert verwarf er. Aber (dacht er itzt) lenkt doch der Schwan

mit

mit breiten fortſtoſſenden Füſſen ſeinen Lauf, und alle Vögel, die in den Fluthen ſchwimmen; hat ein Thier mich gelehrt, auf dem Stamm eines Baumes zu ſchwimmen, ſo können auch Thiere vielleicht mich hier unterrichten. Wie, wenn ich Füſſe von Holz mir machte, breit wie die Füſſe des Schwans, wo ſie in die Fluth ſich tauchen, und ich regierte ſie mit jeder Hand einen auf beyden Seiten des gehöhlten Stammes!

Voll Entzücken über dieſen Gedanken eilt er, bequemes Holz ſich zu ſchneiden, und bald war es in Geſtalt zweyer Ruder; da lief er in den Nachen, und probierte lang umſonſt, aber jeden Tag beobachtete er die Lenkung der Füſſe der ſchwimmenden Vögel, und jeden Tag fand er neue Vortheile, ſein Fahrzeug zu lenken. Lange ſchwebt er in dem kleinen Meerbuſen umher, aber kühner auf ſeine Kunſt ſich verlaſſend, ſchwamm er itzt hinaus ins offene Meer, und lenkte ſeinen Nachen glücklich zurück, und ſprang voll Freude wieder ans Ufer. O ſüſſe Freude! (ſo rief er) Nun iſt mir das Wunder gelungen; kühn will ich itzt mit den erſten Stralen der Sonne auf dem Meer

ſeyn,

seyn, wofern Morgen die Winde mir gewogen sind, will ich im kleinen Gefässe von Holz den Fluthen des Meeres mich vertrauen. Kühn ist mein Unternehmen, aber marternd und tödtlich meine Liebe, und nur ein Elender wagts nicht, Unglücklichen durch drohende Gefahren hindurch Trost und Hülfe zu bringen. Itzt befestigt er seinen Nachen im kleinen Meerbusen, und gieng (denn die Nacht kam) in seine Hütte zurück.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

10.

Landesbibliothek Oldenburg

ZWEYTER GESANG.

Ungesehn hat Amor bey der Arbeit immer seinen Muth befeuert, aber itzt flog er in thauvoller Nacht beym Schimmer des Mondes auf schnellen Flügeln der Insel zu, die Aeolus, der Gott der Winde, bewohnt. Fernher rauscht ihm das Getöse des Felsen entgegen, der in ungeheurer Höhle die Winde verschliesst, wie das Getös eines Sturmes im Weltmeer. Itzt senkt' er sich gerade auf den Felsen herunter, der hoch aus den Wellen empor stand; da sass der Gott der Winde auf einer Klippe beym Eingang der Höhle. Win-

de mit ſauſendem Geräuſche flogen aus und ein, wie Bienen um ihren Stock ſumſen. Auf ſeinen Befehl gehorchend kamen ſie ſonſt, oder flogen aus, im Meer zu toben, oder in Gebürgen zu heulen, oder über Strafbaren ein Gewitter zu ſammeln; ſanftern Winden befahl er, um ſtille Hütten und Fluren zu ſäuſeln, den Fleiſs bey ſeiner Arbeit zu kühlen, oder in dem Schatten der Haine und Gebüſche zu ſchwärmen. Aber muthlos achtete er itzt nicht der Winde, ſaſs auf der Thautriefenden Klippe da, ſtützte den Arm auf ſeine Knie, und der eine Schlaf lag in der von Locken umflatterten Hand. Harmvoll ſaſs er da, und ſah in die Wellen, die im Mondſchein ſich wälzten. Ihn peinigte Liebe, Liebe zu einer der Nymphen des Meeres. Amor hatt' ihn, da er einmal vorüberflog, und müſſig vor ſeinem Felſen ihn liegen ſah, mit einem ſeiner ſchärfeſten Pfeile verwundet.

Citherens Sohn hört fernher ihn klagen, und lieſs auf einer nahen Klippe des Felſen ſich nieder, um ſeine Klagen zu behorchen. O du, (ſo klagt er,) die du lieblicher biſt, als alle vom Gefolge der Thetis, ſchöner als alle, die in dem Meere ſchwimmen, ſoll denn Mitleiden

und

und Liebe, ſollen ſie nie meine Schmerzen belohnen? Ach! zulange ſchon hat mich die Liebe gemartert; umſonſt tragen dienſtbare Winde meine Seufzer und meine Klagen vor dein Ohr, und du achteſt meiner nichts, wie ſchmachtend ich hier auf meinem Fels liege, und mit ſehnſuchtsvollem Auge dir nachſehe, wenn du auf ſanften Wellen daherſchwimmeſt, in denen deine milchweiſſe Bruſt wiederſcheint. Wenn du oft hoch über die Fluthen empor ſteigeſt, daſs ich den ganzen Reichthum deiner Schönheit ſehe, dann ſchauert Entzücken ganz durch mich hin; aber wenn du dann plözlich tief in die wirbelnde Fluth dem lüſternen Aug entflieheſt, ach! dann durchbebet mich eiskaltes Entſetzen. Oder wenn du mit andern Nymphen auf glänzender Fluth in muntern Spielen umherſchwebſt, daſs das Meer um euch her ſchäumt, und Waſſer aus euern Kränzen von blumigtem Meergraſe rinnt. Aber wütende Eiferſucht zerreiſst mir die Bruſt, wenn ihr in muthwilligem Kampf die ſchilfbekränzten Meergötter mit Ruthen von Schilfrohr verfolget, wenn der Verfolgte oft plötzlich ſich umwendt, und mit nervichtem Arm dich umfaſst. Zwar entſchlüpfen deine naſſen Lenden ihm leicht, un-

ter den Fluthen verborgen, kömmſt du dann plötzlich mit ſpöttiſchem Lachen fern von ihm wieder hervor. Aber wenn er dich unter die Fluthen verfolgt, Götter! wenn mein Auge beyde nicht mehr ſieht, oder wenn plötzlich einer der Götter dir unverſehen tief aus dem Meer herauf fährt, und auf triefenden Schultern mit lautem Gelächter dich erſchrockene hoch empor hebt, ô dann ſtampf ich raſend den Boden -- denn du lächelſt, und biſt nicht böſe über das tollkühne Spiel, und vergiſſeſt, was für Marter indeſs mich Elenden verzehrt. Schon ergreift mein nervichter Arm den naheſten Fels, den Böſewicht zu zerſchmettern; ſchon ruf ich den raſendſten Winden, im wütenden Sturm ein mir ſo häſsliches Schauſpiel zu ſtören; aber aus Furcht, dich zu erzürnen, entſtürzt der Fels meiner Hand, jag ich die tobenden Winde zurück, und ſink' in ohnmächtiger Raſerey dahin. Immer ſucht dich mein ſchmachtender Blick, und weckt mich des Nachts das Plätſchern der Wellen, dann glaub ich, du ſchwimmeſt am Ufer, rufe dir umſonſt, und fluche der Dunkelheit, die dich verbirgt. Ach daſs du nicht eine der Erdgebohrnen biſt! Falſche

sche Fluthen verhindern mich, dir zu folgen, dich mit Seufzen und Klagen, wohin du gehst, zu verfolgen. Komm, ô komm an mein Ufer! hier sind liebliche Höhlen; meine sanftesten Winde sollen dich kühlen, aus allen Welttheilen sollen sie die lieblichsten Gerüche dir sammeln, und unter ihrem belebenden Wehen sollen die lieblichsten Schatten rings um mein Ufer aufblühen. Komm, sey du die Herrscherin der Winde; komm in der lieblichen Gestalt, in der ich dich zum ersten mal an meinem Ufer überschlich, da du im blumigen Grase sassest, da deine lilienweissen Glieder an der Sonne glänzten, und glänzende Tropfen sanft herunter ins Gras flossen, wie Morgenthau von frischen Rosen fliesst; komm und bleib in meiner Umarmung, und geh nie wieder in die Wellen zurück, wie du damals, ach! da ich dir schon nahe war, in die Wellen dich stürztest, und allen Martern der Liebe mich liessest.

So klagte der König der Winde, als Amor ihm nahe trat. Deine Klagen hab ich alle gehört, mächtiger Beherrscher der Winde! (so sprach er) Ich bin der Sohn der schön gegürteten Venus, mächtig dei-

ne Qualen zu enden; ich ſchwör es dir beym hohen Olymp, wirſt du eine Bitte mir gewähren, ſo ſoll mein ſchärfeſter Pfeil die ſpröde Tochter des Nereus verwunden, daſs ſie mit lieblich erröthender Schamhaftigkeit an dein Ufer ſteigt, und mit ſehnſuchtsvoller Liebe jeden deiner Schmerzen belohnt. Ihm antwortet Aeolus voll frohen Erſtaunens:

Du Sohn der mächtigen Venus! Was für eine Bitte ſoll ich dir gewähren; nur geringe kann ich das Glück dir belohnen, das du mit hoher Betheurung mir verheiſſeſt.

So vernimm meine Bitte, (ſprach Amor) verſchlieſs alle deine Winde von itzt, bis an dem Abend die Sonne wieder ins Meer geht, und mir gieb tauſend Zephire, daſs ſie ſo lange meinen Befehlen gehorchen. Schnell rief Aeolus mit mächtiger Stimme die ſchwärmenden Winde zurück; mit wildem Geräuſche flogen ſie von allen Seiten herbey; der Gott verſchloſs ſie in ihrer Höhle, und tauſend Zephire flatterten um den Gott der Liebe her.

Bald (ſo ſprach Amor) ſollſt du deine Dienſte belohnt und deine Wünſche erfüllet ſehn, itzt eil' ich

ich, wo meine Geſchäfte mich rufen; er ſprachs, und flog mit ſeinem Gefolge von Zephirn ſchnell dem Ufer zu, wo er bey der Morgendämmerung den kühnen Jüngling ſchon ſah, der voll Freude über die Schönheit des Morgens, voll froher Ahndungen da ſtand. Still zitterte das glanzvolle Meer in der kommenden Morgenſonne, und heller, als ſonſt, ſah er die gegenüberſtehende Inſel; das Ufer ertönte von dem Geſange der Vögel, und zwo wilde Tauben flogen über ſeinem Haupt hin, der Inſel zu. Nur ſanfte Winde liſpelten am ſchattenreichen Ufer; ſo ſanfte Stille war auf dem Meer und an den erwartenden Ufern, als die Göttin Venus in blendender Schönheit aus dem Meerſchaum entſtand; da ſah der helle Himmel und das grüne Meer und die Ufer in feyerlicher Entzückung auf das werdende Wunder, die Winde lagen erſtaunt auf unbewegten Flügeln, nur ſanfte Zephire küſsten die Göttin und jede werdende Schönheit.

Von neuem befeuert itzt Amor ſeine Kühnheit und ſeine Liebe, und itzt ſtieg er in den Nachen. O du Herrſcher des Meeres, Neptun, (ſo rief er) Götter und Göttinnen, die ihr die Meere bewohnet, ô ſeyd

meinem

meinem kühnen Unternehmen gewogen! nicht Trotz, nicht ſträflicher Stolz, nein Liebe, die ein Gott in meinen Buſen legte, und tugendhaftes Verlangen, auf gefährlichem Wege Nothleidenden Hülfe zu bringen, hat mich zu ſo kühnem Unternehmen befeuert. Laſst, ô laſst glücklich mich jenes Ufer erreichen; und du, der dieſe Liebe entflammet hat, verlaſs, ô verlaſs mich itzt nicht, du haſt zuerſt den kühnen Gedanken in mein Gemüthe gelegt!

Plötzlich, als er noch ſprach, lieſs Amor aus ſeinem Nachen einen hohen Stab empor wachſen, von deſſen oberſter Spize Blumenkränze in der Luft gegen der Inſel hinflogen. Denn er hatte den Zephirn befohlen, in die Blumenkränze zu wehen, und vom Ufer her die Wellen gegen den Hindertheil des Nachen zu ſchlagen, andere muſsten vor ihm her die Wellen zertheilen, und den flüſſigen Weg ebnen, und andern befahl er, den Jüngling bey ſeiner Arbeit zu kühlen. Itzt ſah es der Jüngling mit heiligem Erſtaunen, daſs ein Gott ihm beyſteht, und ſtieſs voll hohen Muthes vom Ufer, und Amor flog ihm unſichtbar, hoch über ſeinem Nachen vor ihm her. Aus

der

der Tiefe herauf und von fernen Ufern kamen die Tritonen, die Söhne des Neptuns, und ſchilfbekränzte Töchter des Nereus; in plätſchernden Spielen ſchwammen ſie in weitem Kreis um ihn her, in freudigem Erſtaunen über den kühnen Sterblichen, der der erſt' es wagt, in kleinem Schiffe dem weiten Meer ſich zu vertrauen. „O ſey beglückt! (ſo ſangen ſie) gefahrlos ſey deine Reiſe, kühner Jüngling! Dich wird die Liebe belohnen, ſie, die ſo erfindſam dich macht, ſo kühn, in kleiner Schale des gehöhleten Stammes auf die Fluthen des Meeres dich zu wagen. Wie ſchön ſchwimmſt du daher mit flatternden Blumenkränzen auf ſchwimmernden Wellen daher, wie der majeſtätiſche Schwan, mit künſtlich lenkenden Füſſen. Zwar Amor flieget vor dir; der muſs glücklich ſeyn, den die Liebe in ihren Schutz nimmt. Empfangt ihn unverletzt, ihr Schatten der Inſel! dort ſoll er den Lohn, den ſüſſeſten Lohn der kühnen Erfindung empfangen. Wir ſehens, ô wir ſehen in der Zukunft deine verbeſſerte Kunſt! Nationen decken mit Fahrzeug den Ocean, und ſchwimmen zu fernen Nationen; Völker, ungleich an Sitten, durch ganze Meere geſondert,

empfangen ſich erſtaunt am friedſamen Ufer ; ſie holen und bringen ſich fremde Schätze, und Ueberfluſs und Wiſſenſchaft und neue Künſte. Auf unwirthbaren Meeren findt dann der Schiffer den ungepfadeten Weg, und ſchwimmt auf unermeſslicher Tiefe. Er trotzet kühn des tobenden Sturms, wenn Himmel und Meer wüten, und ungeheure Wellen mit ſeinem Fahrzeug ſpielen. So kühn und erfindſam iſt Prometheus Geſchlecht; Feuer der Götter lodert in ihrem Buſen, und drohende Gefahr befeuert den unaufhaltſamen Muth. „

So ſangen die Nymphen und Meergötter in plätſcherndem Tanz um den Nachen her, andre blieſen auf ihrem Muſchelhorn harmoniſch zum Lied. So ſchwamm er glücklich dahin, und glücklich kam er ans Ufer, das mit hüpfenden Schatten und lieblicher Kühlung ihn empfieng; itzt ſprang er freudig aus dem Nachen, und zog ihn ans ſichere Ufer, dann dankt er den Göttern, die ſo gnädig ſein kühnes Unternehmen ſchützten.

Voll froher Hoffnung irrt er itzt durch den Schatten der Inſel, auf jedem Fuſstritt ſieht er entzückt die

die Spuren arbeitender Hände, sah Feigen-und Aepfel- und Birnenbäume in fruchtreiche Reihen gepflanzet; Weinstöcke waren von einem zum andern gezogen, mit traubenbehangenen Armen, Jesminen und Myrthengesträuche waren hier und da in schattige Lauben gewölbt, ein klarer Bach war von einer zur andern durch wölbende Schatten geleitet, sein Ufer mit mannichfaltigen Blumen bekränzt. So irrt' er forschend im Schatten; indess sass Melida bey ihrer Mutter in der Hütte, stumm ihren Kopf auf den Busen gebogen, sass sie lange da; da sprach Semira: Wie, immer staunest du, mein Kind! Was staunest du, geliebte Melida?

Ihr erwiederte Melida, und Thränen stiegen in ihre Augen. Ach! ich staune, ich kanns nicht nennen warum ich staune; ich weiss nicht, warum mein Herz pocht, ich weiss nicht, was so schwer auf meinem Busen liegt, das mich unglücklich macht, unglücklicher als alle andern Geschöpfe.

Wie, meine Melida! So antwortete die kummervolle Mutter, wie unglücklich? Deine wunderbaren

Einbildungen machen dich unglücklich. Was fehlt dir? Wachsen nicht alle deine Gewächse gesund empor? Was du unternimmst, das gelingt dir; deine Lauben kleiden sich mit den lieblichsten Schatten, um dich zu empfangen; die Bäume, die du pflanzest, sind alle die schönsten; sonst war deine Heerde dein angenehmstes Geschäffte, und jedes Geschöpfe dieser Insel sucht, mit freundlichem Betragen dich zu erfreuen.

Ja, sprach Melida, und weinte; ach ja! Ehedem war alles Freude um mich her, aber sie ist nirgends mehr, der Schatten dient nur, meinen Kummer zu nähren; bey allen Gewächsen fand ich sonst Freude, sie duftete mir aus jeder Blume zu; aber ach! auf der ganzen Insel hat sie für mich verblühet, und die lebenden Geschöpfe, ach! sie sind alle glücklicher als ich. Seh ich auf den Wipfeln die Vögel, wie sie sich sammeln, und froh sind und singen; seh ich meine Schafe, wie sie im Schatten sich sammeln, und mit frohen Sprüngen sich ihrer Gesellschaft freuen, oder zufrieden eines an des andern wollichter Seite ruhen, dann kann ich den traurigen Wünschen nicht wehren - - -

Semira

Semira unterbrach ihre Rede: Aber wie, immer die alte Klage, unzufriedenes Mädchen! Was das für Einbildungen ſind! Verlangen nach Sachen, die du nicht nennen kannſt, nach Sachen, die nicht in der Natur ſind. Wie, wenn ich auch murren wollte, daſs dieſs Meer nicht Land iſt, oder daſs ich nicht fliegen kann, wie die Vögel, oder daſs dieſe Bäume nicht mit mir reden? Und das wäre noch lange nicht ſo wunderlich.

Melida ſprach: Aber das däucht mir doch ſo wunderlich, ſo unnatürlich nicht, was ich wünſche. Warum müſſen wir das allein miſſen, was die Thiere alle haben? und doch haben wir ſonſt ſo viel ähnliches mit ihnen. Sie eſſen, ſie ſchlafen, ſie hören, ſie riechen, wie wir; ſie freuen ſich, ſie trauern, beſonders wenn man ſie von ihrer Geſellſchaft trennt; wir haben ſo vieles mit ihnen gemein, warum das nicht?

Warum das nicht? Wunderliches Mädchen! (antwortete die Mutter in unzufriednem Ton) Frage die Götter, warum ſie dir keine andre Geſellſchaft ge-

geben haben, als deine sanften Schafe und die muntern Vögel; wenns die Götter so haben wollen, warum bist du mit dieser Gesellschaft unzufrieden?

Furchtsam leise erwiederte Melida: Ja, aber das Schaf freuet sich nicht der Gesellschaft des Rehes, und die Taube nicht der Gesellschaft der Ente; jedes freuet sich nur der Gesellschaft dessen, das von seiner Gattung ist. Sind wir nicht auch eine besondre Gattung? Auch mein zamestes Schaf freuet sich mehr über seines gleichen, als über mich.

Aber (sprach Semira) bin nicht ich deine Gesellschaft von deiner Gattung, und ich liebe dich mehr, als Schafe Schafe lieben können, und Vögel die Vögel ihrer Art.

Ja, (antwortete zärtlich Melida) ach ja, geliebteste Mutter! Aber auch du trauerst; vielleicht würdest du weniger trauern, wenn unser mehrere wären, dann wäre die Freude mannichfaltiger. Wenn unser mehrere wären, ô wie entzückend würd' es seyn, wenn wir mit vereinten Kräften uns bemühten, dich zu erfreuen. Ach! wenn auch nur eins, nur eins noch wäre! Jemand, der jede meiner kleinen Freuden

den mit mir theilte, der immer an meiner Seite wäre, der -- Ach! es ist -- Mein Herz liebet dich über alles, aber es ist als wenn noch mehr Liebe da wäre, Liebe für etwas, das ich nicht finde und nicht kenne.

Semira seufzte: Wie sehr beunruhigt mich dein unglückliches Verlangen! Die Götter versagens dir, weil du es zu ungestüm verlangest! Sie könnten aus jedem Baum, aus Steinen könnten sie Geschöpfe machen, wie du bist, aber ---

Lebhaft unterbrach die Tochter ihre Rede: Wie, aus jedem Baum, aus Steinen könnten sie das? O ihr Götter! Bey jedem Baum, auf jedem Stein will ich euch Opfer bringen; das Schönste, was jede Jahrszeit mir giebt, will ich mit unermüdetem Flehen euch opfern; --- ja ich will --- Plötzlich fuhr Melida zurück. Götter! (so rief sie) was seh ich! und stand wie eine Bildsäule da; der Jüngling war vor der Schwelle der Hütte, eben so bestürzt; Götter! sie ists, rief er, sie ists, die ich im Traume sah.

Semira

Semira, ganz erschrocken, sah rückwerts; voll Verwirrung stand sie von ihrem Sitz auf. Bist du einer der Olympier, und willst in unsrer Wohnung uns besuchen, ô so sieh gnädig uns an, und --- aber wie? eben so bestürzt wie wir, stehest du da an der Schwelle; wer du auch seyest, sey uns willkommen, so sprach sie. Aber der Jüngling trat in die Hütte, und sprach: O nehmet gütig mich in eure Wohnung auf! ich bin nicht vom Olymp; auf wunderbare Weise komm ich zu euch, und flehe um eure Gewogenheit euch und euern Schutz.

Melida, indess dass sie das redten, stand unbewegt, nur ihre Blicke eilten auf der ganzen schönen Gestalt des Jünglings umher. Itzt sprach sie: O die Götter haben meine Wünsch' erhört, diese schöne Gestalt haben sie mir zur Gesellschaft geschaffen. Komm näher, an meine Seite komm, dass ich deine Hände berühre, und deine Rosenfarbigten Wangen! Aber sage mir: Wie haben dich die Götter geschaffen? O wie will ich unabläßig die Gutthat ihnen danken? Sage mir, Was warest du erst noch? ein Baum? ein Stein? So sprach sie, indess dass sie

des

des Jünglings bebende Hand an ihre wallende Bruſt drückte. Itzt ſeufzte der Jüngling: Meine Geliebte! wofern ich dich ſo nennen darf. --- Mich! (ſprach Melida) ach ſag es mir immer! mit Entzücken hör' ichs. Ich fühl es, ich bin glücklich, jeder meiner Wünſche iſt in dir erfüllt. O fühle, fühle, wie mein Herz vor Freude pocht, meine Hand zittert in der deinen; ſo hab ich noch nie mich gefreut, noch nie das empfunden.

Götter! wie bin ich glücklich! (rief itzt der Jüngling) Lange ſchon hab ich dich über alles geliebt. O wie iſt meine gefahrvolle Reiſe beglückt! wie ſehr mein kühnes Unternehmen mir belohnt! So ſprach er, und drückte des Mädchens Hand an ſeine Lippen.

Was machſt du, was fühl ich! (ſprach Melida) O ich ſterbe vor Wolluſt! Alles gieſſt neues noch nie empfundenes Entzücken in mein Herz, alles, alles, was du unternimmſt. Aber du, du willſt doch immer meine Geſellſchaft ſeyn, in allen meinen Geſchäfften mir beyſtehn, und alle meine Freuden mit mir theilen?

Wie kann ich anders, da ich nur durch dich glücklich bin? sprach der Jüngling.

O geliebte Mutter (sprach Melida) wie die Götter gütig sind, dass sie meine wunderbaren Wünsche erhören, und mir dieses Geschöpfe zu meiner Gesellschaft erschaffen, so liebenswürdig! sieh, Mutter, dieſs schöne Geschöpf ist gleich groſs mit mir, nicht klein, wie du einst unter den Rosen mich fandest.

Semira sprach itzt: Lasst von unsrer Verwirrung uns erholen; setzt euch neben mir, und du, sey uns gesegnet, du kannst in keiner übeln Absicht zu uns kommen; erzehl uns, woher du kömmst, und wie du zu unsrer einsamen Wohnung gekommen bist. Es muſs etwas wunderbares mit dir vorgegangen seyn?

Sie setzten sich itzt, Melida und der Jüngling, Hand in Hand; da hub er an, seine Geschichte zu erzählen, wie ein Gott ihm im Traum die schöne Gestalt der Melida gezeigt, wie er sie geliebt habe; wie er sich Hoffnunglos gequält, weil das weite Meer sie trennte; wie er endlich seinen Nachen gebaut, und auf einem gehöhlten Stamme mit Füſſen von

Holz

Holz in das Meer ſich gewagt habe, und unter dem Beyſtand der Götter an dieſes Ufer gelanget ſey.

Ganz erſtaunt hörten ſie die wunderbare Geſchichte, da ſprach Semira: Die Götter haben dirs in den Sinn geleget, die gefahrvolle Reiſe auf den Wellen des Meeres zu thun. O ſey uns geſegnet! und den Göttern will ich Dankopfer bringen; ſie haben zu unſerm Glücke dich herübergeführt, und den ſchweren Kummer von meinem Buſen gewälzt.

Alſo (ſprach Melida) iſt dort über dem Meer ein andres Ufer, und andre Bewohner; das hab ich immer vermuthet, und meine Mutter hat mirs immer verhelt; aber du gehſt doch in deinem gehöhleten Stamm nie wieder an jenes Ufer zurück; ô bleibe bey mir, ſey einzig und allein mein! mir deucht, ich könnte es nicht ertragen, wenn du andre Geſpielen liebteſt, wie mich. Aber ſage mir: Du ſcheinſt mir nicht ganz zu ſeyn, was ich bin; zarte Haare wachſen um dein Kinn her, die ich nicht habe. Das machts, (antwortete der Jüngling) weil ich ein Mann bin, und du ein Mädchen biſt. Ein Mann,

(sprach Melida) das ist wunderbar; und doch könnt ich dich nicht mehr lieben, wenn du auch ganz meines gleichen wärest. O wie vieles hat meine Mutter mir verhehlt!

Semira lächelte, und befahl ihr von den schönsten Früchten die Abendmahlzeit zu rüsten. Sie gieng, der Jüngling mußte mit ihr, die schönsten Früchte zu brechen. Unvermerkt, da sie unter öftern Umarmungen und zärtlichen Gesprächen, der Früchte, die sie suchten, vergaßen, verirrten sie dahin, wo der Nache am Ufer stand. Sieh, sprach der Jüngling, sieh, meine Geliebte! da steht der Stamm am Ufer, der mich über die Wellen des Meeres hin in deine Umarmung gebracht hat. Schnell voll froher Bewundrung lief sie dahin. O wunderbare Erfindung! (so rief sie) O Kühnheit! in solchem Gefäße dem weiten Meer sich zu vertrauen, das nichts ist im Meer, ein Spiel der Wellen, wie das fliegende Blatt einer Blüthe ein Spiel des sanftesten Windes in der Luft ist, und Liebe zu mir gab dir den kühnen Muth! O mein Geliebter! Wie! ach wie kann ich deine Liebe dir danken? Aber sage mir: Was ist das, an beyden Seiten befestigt? Gewiss,

wiſs, das ſind die Füſſe von Holz, mit denen du, wie der Schwan, deine Reiſe gelenkt haſt! O ſey mir willkommen, gehöhleter Stamm! Sey mir willkommen, du Fremdling von fernem Ufer! Mir ſchöner, wie du ſchmucklos da liegeſt, als jeder andere in der ſchönſten Frühlingszierde! Geſegnet ſey der Ort, den du beſchattet haſt! Geſegnet die Gebeine deſſen, der dich gepflanzet hat! Der Frühling gieſſe alle ſeine Schönheiten dahin, wo er ruhet! Aber du, mein Geliebter! ſo ſprach ſie, und eine zärtliche Thräne floſs von ihrem Auge, da ſie, den Jüngling umarmend, es ſprach: O ich beſchwör, bey allen Göttern beſchwör ich dich, verlaſs mich nicht, ſteige nie wieder in den hohlen Stamm, dieſs Ufer zu verlaſſen! Thuſt du es, ô dann müſſen die erzürnten Wellen zurück dich, in meine Umarmung, zu meinen zärtlichſten Klagen über deine Untreu zurück dich treiben!

O meine Geliebte! (ſprach der Jüngling, und küſste zärtlich die Thräne von ihren Wangen,) wie ungerecht iſt deine Sorge! Mich müſſe die erſte Welle in den Abgrund verſchlingen, ſo bald ich in der abſcheuwürdigen Abſicht dieſs Ufer verlaſſe! Aber wie könnt' ich,

ich, du über alles Geliebte, wie könnt' ich, da bey dir allein mein Glück, bey dir allein alle meine Freuden wohnen? an diesem glücklichen Ufer will ich zween Altäre bauen, der schönen Venus einen, und ihrem mächtigen Sohn; denn er hat die unauslöschliche Liebe in meinen Busen gelegt, und den kühnen Entschluss! der andre sey dem Gott des Meeres heilig, der auf dem Rücken der Wellen mich beschützte. Aber itzt giengen sie in die Hütte zurück, und stelleten in reinlichen Körbchen die Früchte auf den Tisch. Bey frohen Gesprächen kam da die Nacht, und Amor führte sichtbar sie in eine duftende Laube von Jesminen und Rosen, eine sanfte Quelle rieselte an ihrer Seite. Liebesgötter spielten durch die Ranken der Laube, und sanfte Winde flatterten mit wolriechenden Flügeln um die Liebenden her.

Ihre Enkel verbesserten die Kunst, das Meer zu beschiffen. Am Ufer der Insel bauten sie eine volkreiche Stadt, und hiessen sie Cythera; hohe Thürme und Tempel warfen ihren Schimmer weit in das laconische Meer; der schönste von allen war der Liebe geheiligt, mit gedoppeltem Cirkel von hohen Säulen umgeben;

ben ; Glück und Ueberfluſs wohnten in ihren Mauern, und die reichbeladenen Schiffe des Oceans ſammelten ſich in ihrem ſichern Hafen.

Landesbibliothek Oldenburg